Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Die Hochzeit des Leonz Wangeler
Autor: Lang, Robert Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749325

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE HOCHZEIT DES LEONZ WANGELER

NOVELLE VON ROBERT JAKOB LANG

Leonz Wangeler saß auf dem vorderen Querholz des Leiternwagens und dachte nach. Das kam hin und wieder vor. Besonders wenn er nach Feierabend mit den Gäulen des Sonnenwirts noch irgend welche Fuhrdienste tat, so schien ihm selbstverständlich, über die Gestaltung seiner Zukunft nachzudenken. Er hockte dann zusammengeduckt, die gekreuzten Hände um das Leitzeug gelegt und sah mit abwesenden Augen auf die schweifschlagenden Pferde. Manchmal fuhr der Wagen an einen Stein, dann hob er einen Augenblick seinen Kopf gerade auf, um ihn gleich wieder auf die Brust sinken zu lassen. In seine Pläne versunken, hörte er weder das Klirren der Metalbeschläge, noch das kurze Schnauben der Rosse. Um ihn her war mit einemmale nichts als die große Sehnsucht nach seiner Zukunft. Es war eine behäbige Zukunft, welche sich Leonz Wangeler ausmalte; eine Zukunft, mit einem roten Giebeldach in einem Nest von Obstbäumen, einem niedern Viehstall mit einem vollen Dutzend Stück Vieh. Kurz, es war eine runde Bauernzukunft. Aber vorderhand war der Leonz Wangeler gewöhnlicher Fabrikarbeiter, hatte einen bescheidenen Zahltag und einen armen, heimlichen Schatz. Das hinderte ihn aber nicht daran, alles sich auszudenken und die Schwierigkeit lag in dem: er wusste nicht, sollte er das Geld, welches er seit fünfzehn Jahren zusammengespart hatte, hinlegen, um ein Heimweselein anzuzahlen, oder sollte er seinen Schatz damit heimführen. Denn das war ausgerechnet, beides zusammen ging nicht an und die Verwirklichung der einen Zukunft schob die der andern, zehn Jahre mindestens, hinaus. Nach und nach aber schien doch eine Überlegung der Sache die Richtung zum Entschluss geben zu wollen: nämlich, es war wahrscheinlich, dass in zehn Jahren die Jungfer Sophie Hunkeler nicht an Reizen zunehmen würde, während der Hof auch nach der Zeit immer noch das selbe galt. Es wäre also alles bereit gewesen, um der Jungfer einen dies-

bezüglichen Antrag zu stellen, aber da war der Haken. Der Leonz Wangeler hatte nicht die geringste Ahnung, welcher Art ihn das Fräulein empfangen würde, und vor einer Absage scheute er sich wie vor einem Steuerzettel. Allerlei Redewendungen wälzte der gute Mann im Kopf herum, während er so vor seiner Ladung Käse dem Güterbahnhof zufuhr. Er kam auf keine Lösung und wurde nicht mit sich eins, wie er die Sache angattigen wollte.

Der Abend war von der wundervollen Klarheit, welche auf einen warmen Herbsttag zu folgen pflegt. Über dem fernen Hügelrande ging ein Leuchten auf, von Gold und Silber zauberhaft gemengt. Die Bäume hoben sich schwarz auf diesem hellen Grund ab und man sah die Bewegung jedes Blattes an jedem Zweige.

Wohl an die zwanzig standen die beladenen Wagen auf dem Platz und immerwieder fuhren zwei vor, um an die Bahnwagen zu legen, in welche die Käse geschichtet wurden. Leonz Wangeler hatte den Handgaul an einen Pflock gebunden und saß nun mit hängenden Beinen, seine kurze Pfeife rauchend, auf dem Schaffnersitz eines leeren Kohlenwagens. Er fasste einen großen Entschluss. Morgen würde er die entscheidende Frage tun. Es hatte keinen Sinn, die Sache hinauszuzögern und brachte einem nur unnötig in Wallung. Zufrieden mit seinen Gedanken rackelte er sich von seinem hohen Sitz herab und ging auf seinen Wagen zu.

Der Großbauer Meier stand bei der Vorderfuhre und kürzte die Stränge:

„He Wangeler, ich hätt was für dich jetzt, etwas ganz feines! Die Schafmatt kannst haben, nichts musst geben dafür, geschenkt bekommsts, ich muss noch drauflegen. Aber es wär mir mehr drum zu tun, dass wieder Ordnung in das Zeug käme. Er hats wüst versauet, der Arnold, und für dich täts passen. Nicht zu groß und nicht zu klein, langt für fünf Küh. Ist auch ein Bitzen Wald dabei. Der reine Schleck! Besinn dich!“

Morgen würde der Leonz Wangeler die entscheidende Frage tun! Man muss nie heute zu wissen vorgeben, was man morgen tun will. Man kann nämlich nur so wollen, wie man muss. Das erfuhr der Lönzi. Morgen würde er . . . warum würde er morgen? Das hatte doch noch ganz völlig genügend Zeit, und zudem die Sophie, die lief ihm nicht davon. Gar reich war sie nicht,

und allzu schön fand sie sogar der Lönzi nicht. Sie war ein großes mageres Mädchen, mit einer langen, scharfen Nase und Steckenhaaren. Es gab Leute, welche sagten, sie hätte einen schiefen Mund; aber der Leonz Wangeler behauptete das Gegenteil und auf ihn kam es an. Ihre Haupttugenden aber waren ihre Hauslichkeit und ihre Schaffigkeit. Es hatte keine Gefahr, dass ihm jemand die Jungfer entführte und da verschob er, mit erneutem Entschluss, seine Werbung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein merkwürdiges Ding um eine Fabrik. Die Leute werden in ihrem Innern still und beweglich wie Schatten. Die Maschinen rattern, schieben sich, drehen ihre Körper. Die Menschen stehen um sie herum, bald vor ihnen, bald hinter, bald neben ihnen und sie sagen nichts, streichen da und dort über einen glatten Teil, als möchten sie sich darüber klar werden, dass sie doch nicht träumen und haben stumpfe graue Augen, ohne Leuchten und ohne Willen. Oder sie sind keine guten Arbeiter; dann steht die Maschine alle Stunden einmal still, wie um sich zu beschweren, dass das Menschlein da neben ihr einen besonderen Willen hat, und darüber, dass der besondere Wille eine besondere Richtung von ihr weg aufweist. Solche Arbeiter haben harte Augen wie Raubvögel, und wo viel Augen von solchem Glanz in vier Fabrikmauern sind, da ist ein Sturmwind im Anzug, und es gibt Aussicht auf Gefahr.

Der Wangeler Leonz war einer von den Arbeitern mit den grauen Augen und den kosenden Bewegungen. Seine Maschine lief ohne Unterbruch und hatte einen murmelnden Gang. Es war wie ein Bächlein, welches immer gleich schmal durch flaches Gelände fließt. Es gab keine Strudel und launigen Kurven, aber es gab auch keine Überschwemmungen und Verheerungen. So schaffte die Maschine Wangelers bis auf den heutigen Tag. Aber heute hatte das mit einemmal ein Ende; es kamen da ein Heimwesen dazwischen, vier Kühe, ein Bitzen Wald, und für das waren die Presswalzen nicht eingerichtet und der Flügel auch nicht, trotz seiner über zweitausend Umdrehungen in der Minute. Bis jetzt legte Lönzi, wenn die Rolle aus war, zur rechten Zeit eine neue auf, dass deren Watte ein Stück breit über die der auslaufenden

kam. Dann merkte die Maschine nichts; denn man merkt selten etwas, wenn mans gut hat, besser als zu erwarten ist. Hingegen wenn auf einmal leer geschluckt werden sollte, so war das zu wenig und man kam merklich ins Giften. Man setzte die Melodie einen Ton höher ein und dann stimmte es nicht mehr, weil man doch als Maschine nicht transponieren kann. Dann war die Dissonanz und eine verpfuschte Wattenrolle da. Es gab heute an der Maschine des Leonz Wangeler verschiedene Dissonanzen und die Wattenrollen waren merkwürdig unregelmäßig. Ein Glück war es, dass Wangelers Maschine das Ausgangsprodukt für die Maschine der Sophie Hunkeler abgab, denn auf die Weise wurde der Mangel nicht offensichtlich.

. . . Wenn sich ein einfacher Mensch Gedanken macht, so ist er entweder verliebt, oder er hat Sorgen. Aus der ersten Ursache hatte sich Sophie Hunkeler schon zu wiederholtenmalen Gedanken gemacht; deshalb war sie skeptisch. Aber weil sie der Lönzi heute so sonderbar ansah, und man dafür irgendwelche Erklärung haben musste, so zauberte sie sich auch diesmal wieder ein verliebtes Erlebnis zurecht und hätte ob demselben alle mögliche Unregelmäßigkeit übersehen . . .

Dann kam nach fünf langen Stunden für Leonz Wangeler die Mittagspause. Er dachte an gestern; nämlich er hatte den Entschluss gefasst gehabt, während dieser Zeit sein Glück bei der Jungfer Sophie zu versuchen. Merkwürdig, dass ich jetzt eventuel schon versprochen wäre, wenn der Meier gestern nichts gesagt hätte, dachte er, während er mit der Linken langsam über die glatten Presswalzen der abgestellten Maschine strich. Die Sonne, welche durch die trüben Scheiben des hohen Fensters mit steilen Strahlen in den Raum fiel, spielte seltsame Lichter auf das blanke Metall.

. . . Die Jungfer Sophie Hunkeler hatte auf der Bank neben Lönzi Platz genommen. Sie breitete umständlich die Herrlichkeiten ihres Mittagsmahles auf dem Deckel des Korbes, welchen sie zwischen sich und Wangeler gestellt hatte, aus. Lönzi tat einen großen Schnaufer. Er überlegte, dass wenn der Meier nicht gewesen wäre, er jetzt wahrscheinlich auch dieses, nach seinen Junggesellenbegriffen opulenten Mahles teilhaftig geworden wäre. Es überkam ihn nachgerade eine gelinde Aufregung über den

ungebetenen Störefried und er fing an zu erwägen, ob es nicht schließlich sicherer wäre, seinen gestrigen ersten Entschluss durchzusetzen. Die Mahlzeit der Jungfer Sophie ging ihrem Ende entgen. Es lagen nur noch zwei Apfelküchlein, welche die Jungfer vom Sonntag übrig hatte, auf dem schwarzen Geflecht des Korbdeckels. Da gab sich Leonz Wangeler einen Ruck.

„Du Sophie", sagte er, „was meinst, wollen wirs zusammen versuchen?"

Sie sah ihn höchst verwundert an, und da sie aus seinen Mienen nicht recht klug wurde, ob die Anfrage einen einfachen Bezug auf die Apfelküchlein hatte, fragte sie etwas barsch:

„Was meinst?"

„He, ob wirs zusammen versuchen wollten, 's Heiraten?" So im Klaren schluckte die Sophie zweimal, nahm eines der Küchlein zwischen Daumen und Zeigefinger streckte es dem Lönzi hin und entschloss:

„Warum nicht!"

Und da sie ihren jetzigen Bräutigam mit großem Behagen in das Küchlein beißen sah, fügte sie bei:

„Gell sie sind gut?"

So versprach sich der Leonz Wangeler. Vorläufig, das heißt solange er an dem Apfelküchlein zu schmatzen hatte, deuchte ihn das eine schöne und schmackhafte Sache. Nachher sah er sich seine zukünftige Frau genauer an und stellte fest, dass das mit dem schiefen Maul stimmte. Schließlich gab er sich auch so zufrieden, als ihm eine immerhin weiche Hand langsam vom Scheitel in den Nacken strich. Es war etwas gutes um eine Frau; da mochte man nun sagen was man wollte.

Die beiden Leutchen mussten wieder an ihre Maschinen. Die Wattenrollen wurden noch etwas unregelmäßiger als am Vormittag und es gab zwei Paar Augen, welche weder guten noch bösen Arbeitern zuzuschreiben waren, und welche ein merkwürdig schmunzelndes Licht ausstrahlten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Langsamen Schrittes gingen sie nebeneinander her, dem Mühlebach entlang. Das Wässerlein nahm von der Mühle weg

seinen Lauf durch die Wiesen, um sich etwa eine Stunde unterhalb des Schaufelrades allmählich in ein schlammiges Rinnsälein zu verwandeln, da die Wässerungsgraben ihm alles frische Wasser ableiteten. Alle dreißig Schritte gingen vor diesen Ausflüssen breite Schleusenbalken über den Fluss und bildeten kleine Brücklein.

Der Abend war wieder so klar wie tags vorher. Über die Ebene ging der dünne Rauch schwälender Herbstfeuer. In der Ferne hörte man den Leerlauf der Fabrik rauschen. Hin und wieder raschelten die Bäume und gelbe Blätter flatterten in der goldigen Luft. Leonz Wangeler hatte ein merkwürdiges Gefühl. Es war ihm, als müsste er nun etwas sagen, aber er hatte Angst etwas Dummes zu reden. Er hatte so wenig wie das magere Mädchen, welches neben ihm ging, viel mit weichen Stimmungen zu tun gehabt, und nun kam etwas über ihn, das ihn merkwürdig froh und bang zugleich machte. Als müsste er sich bei seiner Weggenossin Rat holen, schielte er zu ihr hinüber. Er ging an ihrer Linken und hatte damit für sich und seine Liebste das gute Teil erwählt. Von dieser Seite war die Sophie Hunkeler beinahe hübsch. Die dunkeln Haare, welche sie wie alle Fabrikmädchen mit einigem Geschick zu ordnen wusste, lagen in breitem Band bis über die Mitte der kleinen Ohren. Die langen Wimpern hingen nachdenklich über den halbgeschlossenen Augen, und auch dem Mund sah man von der Seite die Schiefheit nicht an. Und weil dem so war, und die Stille des Abends über beiden lag, blühte ihre Gemeinschaft in einem guten Zeichen auf. Der Leonz nahm sachte ihre Hand und schritt mit einemmale ganz heiter und zufrieden mit seiner Liebsten fürbass. Sie sahen beide mit verwunderten Augen in den Abend hinaus. Als sie an einem der kleinen Schleusenbrücklein stehen blieben und die Betglocke zu läuten anhub, umhalsten sie sich und küssten sich. Sie haben das in ihrem künftigen Eheleben nicht mehr sehr oft getan. Nicht dass sie einander weniger zugeneigt geworden wären, aber die Abende waren von nun an geräuschvoller, der Tag schwer von kleinen Sorgen und die Nächte voll Müdigkeit und Schlaf. Jetzt aber gaben sie sich ihre Zärtlichkeiten mit verlangenden Herzen und seltsam warmen Lippen und konnten nicht satt aneinander werden.

Der Korb der Sophie Hunkeler lag umgestürzt am Bachbord und auf dem Wasser schwamm das braune Krugfläschlein fort, in welchem sie sich ihren täglichen Trunk mitnahm.

Jetzt fielen ihre Hände von einander ab, sie getrauten sich nicht mehr sich anzusehen und gingen mit Unbeholfenheit umeinander herum.

„Ja, ja“ sagte der Leonz Wangeler und starrte mit frohen Augen dem tanzenden Schifflein auf dem abendroten Wasser nach:

„Ja, ja!“

Und als sie seinem Blicke folgend ihr Eigentum, welches so gemächlich dahintaumelte erkannte und ein Herrjeh in die Zufriedenheit blitzen ließ, hob Leonz mit Eifer seine Füße und setzte im Galopp dem Krüglein nach und brachte es atemlos und lachend wieder her.

„Du wirst denk mit den Herren reden müssen!“

Leonz nickte.

„Und denk zum Gemeindeschreiber wirst müssen!“

„Herrjeh, wird das ein Gerätsch geben im Dorf!“

Auch Leonz Wangeler hatte eben an das Gerede der Leute im Dorf gedacht und daran, dass er nun dem Meier werde absagen müssen wegen der Schafmatt.

„Ja, ja!“ meinte er und überlegte dabei, dass er mehr hätte sagen sollen. Aber es kam ihm die andere Zukunft dazwischen und wälzte sich wie ein dunkles Gewölk über den neugeschaffenen zweisamen Himmel. Es verlangte ihn allein zu sein. Er hatte sein Rad des Abendspazierganges wegen im Geschäft stehen lassen. Sein Quartier war in einem Nachbardorfe und er fuhr sonst allabendlich hinüber. Nun machte er aus dem, was Absicht gewesen, eine Vergesslichkeit und einen Grund sich fortzumachen. Sie reichten sich nochmals die Hände. Dann ging er den Weg wieder zurück und sie schritt weiter, ein klein wenig erhobeneren Hauptes als es sonst ihre Art war.

Als er in die Nähe der Fabrik kam, schlug der Wachthund an. Beim Obermeister, welcher seine Wohnung neben dem Hauptgebäude hatte, klopfte er. Er habe sein Rad vergessen. Der Meister wunderte sich, fluchte ein Weilchen und schloss ihm den Schuppen auf. Leonz Wangeler hatte sein Rad um einige Fränklein erstanden. Es war ein uraltes Modell, mit einem mäch-

tig großen vordern und einem winzig kleinen hintern Rad. Es brauchte Kunst, auf das Vehikel hinauf zu klettern. Leonz steckte die Kerze seiner rot und weiß gestreiften Papierlaterne an und fuhr weg. Der Mond war über dem östlichen Wald aufgegangen und warf den gespenstischen Schatten des merkwürdigen Karrens und seines Lenkers auf die weiße Straße. Über dem Fluss stiegen Nebel auf und der Wind ging in langen Atemzügen durch die Äste.

Am gleichen Abend gab Lönzi in der „Sonne“ dem Großbauer Meier seinen Bericht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen, nach einer tiefschläfigen Nacht und nachdem er mit klaren Sinnen seine Braut begrüßt hatte, ging Leonz Wangeler aufs Bureau. Er war noch einer von den Arbeitern, für welche das Privatkontor ein Heiligtum ist, in welches man nur im Sonntagsgewand froh, sonst aber mit beladenem Gewissen treten kann. Es gibt nicht mehr viel solche Arbeiter. Es ist heute so selbstverständlich, sich wegen jeden Haares in der täglichen Suppe mit den „Herren“ auseinander zu setzen, in einem Ton der unter „Du und Du“ steht, dass von dem Heiligtum nur dann etwas übrig bleibt, wenn der Zahltag zu holen ist und auch dann nicht mehr immer. Es kann wohl sein, dass dieses frühere Ansehen übertrieben war, aber es schuf neben der Furcht die Zufriedenheit und die Patriarchalität, weil Rüge und Lob untrennbare Geschwister sind; auch dann, wenn solch ein Lob erst gar nicht ausgesprochen wird. Wer rügt und nicht lobt, lobt, indem er nicht rügt. Aber das hat heute keine Bedeutung mehr, weil jeder von vornherein auch auf das Lob verzichten zu müssen glaubt. Leonz Wangeler aber war noch einer von den Alten. Er hatte ein starkes Abhängigkeitsgefühl vom Kontor. Das steigerte sich oft bis zur Beklemmung, wenn er mit dieser Einrichtung zu tun hatte; hingegen verspürte er eine große Zufriedenheit, wenn ihm durch Nichtbehelligung stillschweigend Anerkennung ausgesprochen wurde. Nun war das aber eine andere Sache; nun hatte nicht das Kontor mit ihm, sondern er mit dem Kontor zu tun. Nun würde er reden müssen. Zwei, drei Mal

schnaufte er vor der Türe, nahm sein schmieriges Käpplein ab und klopfte.

„Herein!“

Leonz Wangeler riss seine Hand von der Türfalle zurück. Das war doch merkwürdig, dass er nun reden musste dadrinnen. Davon reden, dass er heiraten möchte! Das hätte doch auch noch Zeit gehabt, weil sie doch noch die paar Wochen im Kästlein hangen mussten, er und die Sophie. Aber immerhin, sie hatte ihm gesagt, dass er mit den Herren werde reden müssen, warum sollte er es nicht heute tun? Zudem musste man doch für die Wohnung und den Hausrat sorgen, und das Geld war in der Fabriksparkasse.

Drinnen rief man ihn zum zweitenmale herein!

Leonz Wangeler schob sich so schmal er konnte durch die Tür und blieb stehen.

„So Wangeler, was ist?“

„Ich habe wollen — heißt das — wegen dem Geld komme ich, und ich hätte gern zweihundert Fränklein!“

„So so, zweihundert Franken möchte der Wangeler, so so, morgen könnt Ihr sie holen!“ Der Herr schrieb an seinem Brief weiter und sah nicht mehr auf. Da nahm Leonz Wangeler die Türe und ging; Adieu sagte er noch.

Als er draußen stand, gab er sich alle erreichbaren und grobschrötigsten Kosenamen. Wegen dem Heiraten war er drinnen gewesen, und jetzt hatte er nicht einmal etwas davon gesagt. Aber schließlich, es tat es auch noch morgen. Brummig machte er sich an seine Maschine; Sophie Hunkeler aber wappnete sich gegen allerlei trübe Gedanken. Als er am andern Morgen um sein Geld sah, wusste der Herr schon Bescheid und kam ihm mit Glückwünschen entgegen:

„Es sind dem Wangeler nur hundert Franken weggeschrieben worden, hundert gibt ihm die Firma. So und einen schönen Glückwunsch!“

„Aha!“, sagte der Wangeler Leonz und strich mit seiner rechten Hand an seinen Arbeitskleidern herunter:

„Aha!“

Dann aber sah er sich um, streckte seine Hand nach der des Herrn, schüttelte sie eine rechte Weile:

„Ich sag auch schönen Dank!“ ging mit starren Augen um das Pult herum, hielt auch dem jungen Herrn die Hand hin und schlurfte rückwärts zur Türe hinaus.

Ein Schleck war es, das Heiraten!

Man nahm eine Frau und bekam hundert Franken dazu. Es war einer ein rechter Narr, wenn ers nicht tat. Ja ja, das musste wohl so sein! Hundert ganze Fränklein! Er ging hinunter zur Sophie und meldete die Sache. Und wieder leuchteten den Tag über zwei Augenpaare ein merkwürdig schmunzelndes Licht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen später saßen sie zu neunt in der Sonne im hintern Sällein beim Hochzeitessen. Da waren *sie* zwei; ihr Bruder und seine Frau und ein Bruder ihres Vaters; von seiner Seite zwei Brüder und zwei weitverwandte Töchter, denen es um einen Mann zu tun war. Leonz hatte sie auf eine Anfrage hin aus lauter Guttätigkeit eingeladen. Dem Essen merkte man es nicht an, dass es etwa nur für Verwandte berechnet war. Die „Herren“ kamen für den Wein auf; so war der auch nicht gerade vom sauersten. Es wurde kräftig und ausdauernd Bescheid getan, und langsam kam eine gemütliche Fröhlichkeit zu stande. Der Alte fing an, Sprüche zu machen! Die Braut hatte keinen guten Tag. Sie sah grünbleich aus und hatte müde Augen, dazu, wie sie schon vor der Kirche gesagt hatte, einen sturmen Kopf. Leonz Wangeler hatte seine Gedanken auch nicht recht beieinander. Auch ihm flog hin und wieder ein Wirbelwind durchs Gehirn. So machten sie ein stilles und unansehliches Brautpaar aus. Aber sie klammerten sich mit ihren klarsten Gedanken aneinander an und in jedem war das Hoffen auf eine ruhige und gute Zukunft, in welcher sie einander die Sonnenplätzlein nicht streitig machen möchten. Nach und nach erhitzte der Wein auch ihre Sinne, und sie dachten an ein näheres Ziel und fuhren sich mit ungelenken Bewegungen über die rauhen Hände.

Der Alte zwinkerte zu ihnen herüber und stichelte: „He Lönzi, s'ist lang Tag?“

Leonz sah seine junge Frau mit erschrockenen Augen an, und da er sie über und über rot werden sah, fuhr auch ihm das Blut in den Kopf:

„Red nicht so saudumm!“ antwortete er. Der Alte saß eine Weile verdutzt hinter seiner Literflasche. Aber schließlich schenkte er sich das Glas voll und ging auf die Hochzeiter zu:

„Gsundheit dann und eine Schaar Kind! Nichts für ungut Frauelein!“

Die Ledigen kicherten. Man kam aus den Anzüglichkeiten nicht mehr heraus. Leonz Wangeler merkte, dass es auf sie nicht mehr ankam. Er ging vor die Türe und winkte seiner Frau heraus. Dem Wirt ließ er den Bericht, er solle für die Leute ungeniert sorgen, es werde alles in der Ordnung bezahlt. Dann gingen sie Arm in Arm auf Umwegen nach Hause.

Sie hatten eine kleine Wohnung vor dem Dorf gemietet. In einem zweistöckigen Häuslein. Im einen Stock lebte eine taube alte Frau, in den obern zogen sie ein. Drei Zimmerchen warens, die Küche eingerechnet. Sie stiegen ohne sich loszulassen die schmale Holztreppe hinauf und mussten sich ganz dünn machen, um nebeneinander Platz zu haben. Dann schloss Leonz die Türe auf, ließ seine Frau in die Stube treten und tat einen Blick durch das Gangfenster.

Es war Herbst. Auf dem gelbbraunen Grund der Baumgärten flatterten dürre Blätter und die Äste waren schwarz und kahl und bedrohlich.

Da kam den Leonz Wangeler wieder seine Zukunftsehnsucht an, und als er seiner Frau nach in die Stube trat, da hatte er den selben verlorenen Blick, welchen er seit Wochen nicht mehr gehabt, und mit welchem er früher hinter den Gäulen des Sonnenwirts saß, wenn er für diesen nach Feierabend noch Fuhrdienste tat. Er setzte sich neben Sophie auf einen Stuhl und sah an die gegenüberliegende Wand. Über dem Kanapee hing ein Muttergottesbild. Die heilige Mutter Maria trug ein Herz in den Händen, dieses war von einem Schwert durchbohrt. Er sah das Bild nicht. Er dachte an die Schafmatt. In zehn Jahren vielleicht, dachte er, und fing an zu rechnen . . .

Neben ihm saß seine junge Frau mit einem leeren, ein wenig traurigen Lächeln und wartete.